Tschun-Hiang (sagt)

So, jetzt wollen wir zur gnädigen Frau hinüber, damit Ihr sie begrüßt.

Li Niang (sagt)

Nein, laß mich hier bleiben!

(Sie singt)

Ich bin zu schwach. Wie am Geländer hin
Ich mich geschleppt, du hast es ja gesehn.
Du mußt allein zu meiner Mutter gehn
Und sagen, daß ich wohl und ruhig bin.

(Sie sagt)

Ach, ich, Du Li Niang, . . .

(Sie singt)

Bin gleich der Blume, die am Fenster trauert,
Vom blassen Schein des Mondes nur bedauert.

(Sie singt)

Wer im Pfirsichblütenhain gewesen,
Kann im Leben nimmermehr genesen.

Tschun-Hiang (singt)

Gehn im Frühling sie allein spazieren,
Können Mädchen allerlei verlieren.

Li Niang (singt)

Wen kein Traum, kein Leben glücklich macht,
Sucht den Schlaf, aus dem er nicht erwacht!

(Beide treten ab)

FÜNF CHINESISCHE VOLKSMÄRCHEN AUS SCHANTUNG

GESAMMELT UND ÜBERSETZT VON BRUNHILD LESSING

VORBEMERKUNG

Neben den gewerbsmäßigen Geschichtenerzählern, die in den Städten an belebten Straßenecken und auf den Märkten ihr Publikum finden und deren Repertoire sich hauptsächlich auf die literarische Fassung volkstümlicher Themen beschränkt, geht die Überlieferung volkstümlichen Erzählungsgutes hauptsächlich von einem anderen Milieu aus. Während der berufsmäßige Geschichtenerzähler noch zu den Gebildeten zu rechnen ist, da er ja lesen und schreiben kann, ist die Gruppe der an der mündlichen Überlieferung von literarisch überhaupt noch nicht fixierten Volkssagen und -märchen Beteiligten die bei weitem größere. Ihren Bestand bilden überall die einfacheren Leute in Stadt und Land, Bauern und Handwerker, aber auch die Rikschakulis, kleinen Angestellten und die Garköche, die ihre Gäste damit unterhalten.

Im allgemeinen sind die Männer als Märchenerzähler weniger oft anzutreffen als die Frauen. Diese sind die eigentlichen Bewahrer und Verbreiter der Märchen und Sagen, denn sie erleichtern sich durch ihre oft moralisierenden Tendenzen die Erziehung ihrer Kinder und bilden, wenn sie, wie es häufig der Fall ist, die Stellung einer Kinderfrau bei den Gebildeten einnehmen, wichtige Vermittler zu gegenseitigem Ideenaustausch. Denn in den besseren chinesischen Familien ist es üblich, für die Kinder eine besondere Dienerin oder auch mehrere zu halten, meist verheiratete Frauen, die selbst noch kleinere Kinder haben. Die ihnen anvertrauten Kinder behüten sie wie ihre eigenen, und die völlig ungebunden Aufwachsenden lassen sich am besten durch kleine Spiele mit Kinderreimen und durch Märchenerzählungen zusammenhalten, worin ihre treue Pflegerin unerschöpflich ist. Die Europäer haben sich dieser Sitte ebenfalls angepaßt und halten solch eine chinesische Ama für ihre Kinder. Ama bedeutet nichts anderes als Mutter, die Silbe a ist nur ein Anruf, der besonders in Südchina gebräuchlich ist, ma allein heißt schon Mutter. Die Chinesen hingegen nennen diese Frau Nai-nai, d. i. Amme, und fügen den Familiennamen hinzu.

Während des Krieges lebten wir in der Stadt Tsinanfu, der Hauptstadt der Provinz Schantung. Durch Vermittlung eines mandschurischen Herzogs in Peking hatten wir eine mandschurische Ama bekommen, die allerdings nicht ein mandschurisches Wort mehr sprechen konnte. Ihre mandschurische Abstammung leugnete sie auch am liebsten ab, sie war völlig Chinesin geworden, und auch die Märchen, die sie erzählte, waren rein chinesisch. Von ihr stammt das Märchen von dem Tigerdämon. Den Vers der Mutter, die ans Tor pocht, trug sie halb singend vor und wiegte sich dabei hin und her, während sie die letzte Zeile laut sprach. In deutscher Umschreibung lautet er:

Hsün Tjü-tjü-êrh,
Lau Diau-êrh,
Wa-wa Go-de,
Hsiau Schau-êrh,
Ge ni Ma-ma kai men-a![a]

Dieses Märchen, das sie erzählte, war das erste, das ich mit Bewußtsein aufgenommen und behalten habe.

Eine zweite Ama von uns, Lau Li, die alte Li, war eine listige Bäuerin. Sie hatte eine Tochter von 13 oder 14 Jahren, die bei ihrem Großvater in Südschantung auf dem Lande aufgewachsen war und über einen außerordentlich reichen Märchenschatz verfügte. Dieses Mädchen war sehr abergläubisch und glaubte wohl an alles, was es erzählte, denn es konnte unheimlich lebendig schildern. Von ihm stammen folgende Märchen: Die Tochter des Drachenkönigs, Die Totengeister (die sie selbst über die Maßen fürchtete), und Das tote Mädchen. Diese letzte Geschichte ist übrigens schon bekannt durch Richard Wilhelms „Chinesische Märchen", Jena, Diederichs 1912, S. 203.

[a] Die Ama konnte mir leider weder die Zeichen aufschreiben noch die Bedeutung erklären. Die ersten vier Zeilen nennen zweifellos die Namen der vier Kinder, von denen die zwei Älteren Mädchen, die beiden Jüngeren Knaben sind. Die beiden Mädchennamen wage ich nicht zu deuten, Wa-wa Go-de kann aus Wa-wa go-go-e, Bruder Baby, entstellt sein, Hsiau Schau-êrh heißt Kleiner Junker.

Die Geschichte von der Schildkröte wurde mir von einem jungen Burschen erzählt, der aus einem Dorfe in der Nähe von Tsinanfu gebürtig war und bei uns den Garten bewirtschaftete. Er erzählte mir auch einmal das Märchen von dem Tigerdämon, allerdings ohne den Vers und mit einem stark abweichenden Schluß. Seinen Erzählungen gab er einen etwas literarischen Stil, obgleich er kaum zwei Zeichen lesen konnte.

Diese chinesischen Märchen haben übrigens keine Titel gehabt; wenn man ein bestimmtes hören wollte, mußte man schon einige Personen daraus nennen und schildern, um es zu kennzeichnen.

DER TIGERDÄMON

Es war einmal eine Mutter auf dem Lande, die hatte vier Kinder, das jüngste war ein Jahr alt.

Eines Tages wollte sie die Großmutter besuchen gehen und sagte zu den beiden Größeren: „Ich will Eure Großmutter besuchen gehen, paßt gut auf und laßt niemand herein. Am Nachmittag bin ich wieder da und bringe Euch etwas Schönes mit.“ Die Kinder warteten am Nachmittag auf das Kommen der Mutter, aber sie kam nicht. Bald fingen sie an zu fürchten, daß ihr etwas zugestoßen sei. Als es dunkel wurde, hatten sie große Angst, sie trauten sich nicht schlafen zu gehen. Endlich klopfte es ans Tor, aber der Mutter Warnung eingedenk, fragte das Älteste erst: „Wer da?“ Draußen antwortete es:

Hsün Tjü-tjü-êrh
Lau Diau-êrh
Wa-wa go-de
Hsiau Schau-êrh
Öffnet der Mutter die Tür!

„Die Stimme unserer Mutter ist sanft und weich, sie hat keine so rauhe Stimme.“

„Ich habe mich bei Eurer Großmutter erkältet und huste.“

„Unsere Mutter hat Warzen im Gesicht, wir wollen erst fühlen, ob Du welche hast“, und als die Kinder sich davon überzeugt hatten, öffneten sie das Tor. Die Mutter sagte: „Spart das Licht, wir wollen gleich schlafen gehen“, und sie legte sich auf das geheizte Bett, während die Kinder sich auf die Matten am Boden streckten. Das Kleine schlief ein, die Großen lauschten nach der Mutter hin, von dort hörten sie ein Geräusch, als ob etwas Knuspriges gegessen würde. Die Älteste sagte: „Mutter, ich habe Hunger, gib mir auch was.“ „Das ist nichts für Dich, das hat mir die Großmutter gegen meine rauhe Kehle gegeben“ und aß weiter. Das Mädchen bat aber so lange, bis die Mutter ihr etwas hinüberwarf. Die Kinder fühlten etwas wie eine Mohrrübe, konnten aber nicht erkennen, was es war. „Weißt Du was“, sagte das eine, „das ist nicht unsere Mutter, wir wollen unter einem Vorwande hinausgehen und sehen, was sie uns gegeben hat.“ „Höre, Mutter“, sagte sie, „ich muß mal hinausgehen.“ „Ich auch“, sagten die anderen. „Ach was“, knurrte es vom Bette her, „macht das hier ab, dazu braucht ihr nicht erst hinauszugehen.“ Die drei größeren Kinder

ließen aber nicht locker, bis sie die Erlaubnis bekamen. Draußen sahen sie sich die Wurzel an und erkannten einen Menschenfinger. Sie sagten: „Das ist ein Finger von unserer Mutter, wir haben einen Dämon hereingelassen. Sicher hat er das Gespräch heute morgen belauscht und unsere Mutter abgefangen. Er wird uns nun alle fressen. Unser Jüngster lebt jetzt sicher nicht mehr, und wenn wir hineingehen, so werden wir auch gleich umgebracht. Wir müssen auf eine List sinnen." Sie blieben also draußen, und wenn die Mutter nach ihnen rief, so sagten sie: „wir kommen gleich", bis der Tag anbrach. Da kletterten sie auf einen Baum im Hofe, machten ein großes Geschrei und riefen: „Mutter, Mutter, komm rasch, sieh mal, der schöne Hochzeitszug." Die Mutter, dumm wie sie war, kam auch gleich gelaufen, rief: „wo, wo?", und dabei sah man aus ihrem Hosenbein einen geringelten Tigerschwanz herausgucken. Sie konnte über die Hofmauer nicht sehen und bat die Kinder, ihr auf den Baum hinaufzuhelfen. Sie wurde mit einem Tau hochgezogen, und als sie in halber Höhe war, ließen die Kinder los, und sie brach sich das Genick. Die beiden Mädchen begruben sie unter dem Baum, holten dann ihren toten kleinen Bruder und begruben ihn ebenfalls dort.

Nach kurzer Zeit wuchsen aus der Stelle zwei Kohlköpfe heraus, darin lebten aber die Dämonen der beiden Toten. Die Schwestern wußten das und beschlossen, sie zu vernichten. Sie heizten den großen Kesselofen, füllten ihn mit Wasser und warfen die beiden Köpfe hinein. Die eine zog den Blasebalg, die andere drückte mit dem Deckel den Kohl unter das Wasser, und als es anfing zu kochen, hörten sie im Takt der Blasebalgklappe zwei Stimmen aus dem Kessel summen: „Hududu, Hududu, laßt Ihr uns heraus, so werdet Ihr steinreich." Aber die Schwestern hörten nicht darauf, bis die Stimmen mit der Zeit verstummten. Darauf kauften sie Fleisch und Mehl und machten sich ein Festessen.

Der Märchenschluß, den der Gärtnerbursche erzählte:

Als die Schwestern sahen, daß aus den Gräbern zwei Kohlköpfe gewachsen waren, verkauften sie sie an einen vorüberziehenden Händler. Der dachte sich ein schönes Gericht daraus zu kochen und band sie oben auf seine Trage, während er seine Schritte heimwärts lenkte. Als er in der Mittagshitze einen Weg auf freiem Felde entlang ging, tönten aus dem Kohl plötzlich zwei Stimmen zu ihm herab: „Bauer, wenn Du klug bist, wirst Du uns in Deinen Garten pflanzen, und Dein Glück ist gemacht. Bauer, wenn Du klug bist, tötest Du uns nicht." Der dumme Bauer hörte diese Worte mit gesträubtem Haar, warf schließlich seine Trage vom Rücken und lief dann wie ein Hase kreuz und quer über das Feld davon. Nach einiger Zeit kam ein Gerichtsdiener des Weges, der sah die Trage da liegen und dachte: „Ei, das ist mir eine willkommene Beute nach dem vergeblichen Gang. Dieses Kohlgericht soll mir ausgezeichnet schmecken", huckte die Trage auf und ging der Stadt zu. Gleich fingen die Kohlköpfe mit ihrem Sprüchlein an, hier kamen sie aber an einen Gewitzigten, der nicht umsonst schon lange Zeit Yamendiener war. Stillschweigend nahm er den Weg zur nächsten Gerichtshalle, um den Spuk zu verklagen. Der hochmögende Richter wußte sich in seiner überragenden Klugheit den besten Rat, er sagte:

„Dieser Gerichtsdiener hat die Trage mit dem Kohl auf freiem Felde gefunden und mitgenommen. Unterwegs boten ihm die Kohlköpfe unermeßliche Schätze für ihr Leben. Folglich sind es keine Kohlköpfe, sondern Dämonen. Über diese nun kann ich nicht zu Gericht sitzen, das muß ich meinem höchsten Amtsbruder in der Unterwelt überlassen und muß sie ihm übergeben." Und so geschah es nach seinem Beschluß.

DIE TOCHTER DES DRACHENKÖNIGS

Es war einmal ein Mattenflechter, der mußte mit einer Tragstange von Ort zu Ort gehen, um seine Waren loszuwerden. Einmal kam er an eine Landstraße, da sah er einen Haufen johlender Kinder, die mit Stöcken und Steinen auf eine kleine Schlange losschlugen. Das arme Tier dauerte ihn, und als die Rohen auf seine Vorstellungen nicht hören wollten, bot er ihnen schließlich seine ganze Barschaft an, die er bei sich hatte, damit sie von ihm abließen. Er nahm das verwundete Schlänglein in seinen Korb, und als er an einen Weiher kam, ließ er es ins Wasser. Dort schwamm es ein paarmal am Ufer auf und ab, dabei schwoll es schnell zu unheimlicher Größe an und sagte: „Du hast mir mein Leben gerettet, dafür sollst Du Dein Glück machen. Ich werde Dich zu meinem Herrn, dem Meeresdrachen, bringen, dessen Türhüter ich bin, der soll Dich belohnen. Steige ruhig auf meinen Rücken und schließe die Augen." Der Mann tat, wie ihm geheißen, und als er seine Augen öffnete, sah er sich in einer prachtvollen Halle aus grüner Jade. Alsbald kam auch der Drachenkönig, dem die Schlange Bericht erstattet hatte, nahm ihn freundlich bei der Hand und führte ihn durch den ganzen Palast. Alle Schätze der Welt zeigte er ihm und sagte: „Du hast mir einen sehr großen Dienst erwiesen, dafür darfst Du Dir aus meinem Hause nehmen, was Dir gefällt, und wenn es ein Sack voll Edelsteine wäre. Ich werde Dir jetzt Zeit lassen, eine Auswahl zu treffen." Als der Fürst ihn verlassen hatte, wollte der Mann beginnen, die schönsten Gegenstände zusammenzuraffen, aber der Türhüter, der überall mitgekommen war, hielt ihn zurück: „Alle diese Dinge des Palastes sind nicht soviel wert wie dieses!" Damit zeigte er auf ein junges buntes Hühnchen, das mit zusammengebundenen Füßen in einer Sandkule des Hofes lag. Der Mann dachte in seinem Sinn: „Sicher ist das ein Wunschhuhn", und als der Drache zurückkam, sagte er: „Von Deinen Schätzen will ich nichts mitnehmen, nur gib mir das kleine Huhn da im Hofe." Der Drache erbleichte, wand sich hin und her und wollte ihm das Huhn nicht geben. Aber der Mann bestand darauf und erinnerte ihn an sein Versprechen. Da mußte er es tun. In seinem Hause angekommen, setzte er es in ein Körbchen und wartete darauf, daß es goldene Eier legen oder seinen Wunsch nach großen Reichtümern erfüllen sollte. Als nichts dergleichen geschah, warf er es wütend in einen Schuppen, nahm seine Tragstange und zog aus, seine Matten zu verkaufen. Abends kam er zurück, doch wer beschreibt sein Erstaunen, als er seine Stube schön aufgeräumt fand und auf dem Tische ein reichliches Mahl dampfte. Da er aber keine menschliche Seele in seinem Gehöfte fand, warf er dem Hühnchen aus Mitleid ein paar Körnchen hin und

legte sich zur Ruhe. Früh am nächsten Morgen zog er aus, und abends war alles genau so wie am Vortage. Das ging so eine Woche lang, da konnte er es nicht mehr aushalten vor Neugier. Er versteckte sich heimlich hinter einem Heuhaufen und behielt die Haustür scharf im Auge. Nach einiger Zeit sah er das Hühnchen aus dem Schuppen kommen, das drehte sich vor der Tür einmal um sich selbst und stand als bildschönes Mädchen da, welches in seiner Stube verschwand. Vorsichtig feuchtete er nun eine Stelle des Papierfensters an, bohrte ein Loch hinein und sah hindurch. Das Mädchen besprengte den Boden mit Wasser und fegte ihn aus, dann setzte es sich an den Tisch und bereitete das Essen vor. Der Mann fürchtete entdeckt zu werden und trat den Weg in die nächste Stadt an. Dort hatte er einen alten Freund, dem er die ganze Geschichte erzählte. Der gab ihm den Rat, einen Spiegel zu kaufen und in seine Stube zu stellen. Wenn dann das Mädchen in ihren Anblick vertieft nichts mehr hörte, müßte er hervorspringen und es festhalten. Dann würde es für immer bei ihm bleiben. Am nächsten Tage wartete der Mann auf den Augenblick, bis das Hühnchen sich verwandelt hatte, schlich sich dann an die Tür, und als er es vor dem Spiegel sitzen sah, sprang er vor und hielt es in seinen Armen. Die Arme schrie und weinte und versuchte sich wie ein Aal loszuwinden, doch sie wurde zu fest gehalten. Auf sein Befragen nach ihrer Herkunft erzählte sie ihm, sie sei die Tochter des Drachenkönigs, die den Befehl erhalten habe, bis an sein Lebensende ihm zu dienen. Aber nur in der Gestalt des Hühnchens durfte sie sich ihm zeigen. Da er sie aber in ihrer wahren Gestalt gesehen habe, sei sie entehrt und könne nie mehr zu ihrem Vater zurück. Der arme Mattenflechter war sehr betrübt über das Unglück, das er angerichtet hatte, und bat sie unter Tränen, ihre Trauer aufzugeben und seine Frau zu werden. Das Mädchen willigte ein, und seit der Zeit hat sie sich nie mehr in die Gestalt des Hühnchens verwandelt.

TOTENGEISTER

Ein Wanderer kam eines Abends in ein großes Dorf. Er ging die Dorfstraße entlang, da sah er ein Tor, welches mit geschnitzten Zeichen reich verziert war. Bei seinem Nähertreten las er Sinnsprüche aus dem Buch der Wandlungen. Voll von Erstaunen pochte er an die schweren Metallklopfer, daß ein hohles Echo von innen widerhallte, aber niemand öffnete ihm. Die Dorfleute, die nach ihrer verschlossenen Art sein Tun beobachteten, ohne sich äußerlich um ihn zu kümmern, kamen nun näher, und ein junger Mann, an den er sich mit der Frage wandte, weshalb ihm nicht geöffnet würde, erzählte ihm mit scheuen Seitenblicken, daß dieses Gehöft nicht nur nicht bewohnt, sondern von allen Einwohnern geradezu gemieden würde. Der Wandersmann ging, begleitet von dem Bauernburschen, in die Herberge und bat ihn, nachdem er ihn zu der Hirsesuppe mit Salzgemüse eingeladen hatte, ihm die Geschichte des Gehöftes zu erzählen.

Der Bursche erzählte ihm folgende Geschichte:

Vor etwa einem halben Jahrhundert kam ein junger Schriftgelehrter in das Dorf, der sich hier auf sein erstes Literarisches Examen vorbereiten wollte. Er

mietete dieses ziemlich geräumige Gehöft, welches er allein bewohnte und auch stets peinlich vor fremden Augen verschlossen hielt. So gingen mehrere Jahre ins Land. Die Menschen wurden aber von einem schlimmen Unglück heimgesucht, denn die jungen Mädchen der näheren und weiteren Umgebung dieses Dorfes verschwanden nacheinander auf rätselhafte Weise. Eines Abends nun beobachteten einige alte Frauen, die das Korn auf den Feldern bewachen sollten, ein Mädchen aus einem entfernteren Orte, welches sich furchtsam durchs Dorf schlich, dann aber mit verzweifelten Gebärden an das Tor des Schriftgelehrten pochte, als geöffnet wurde und das Mädchen verschwand. Man sah es seitdem nie wieder. Durch dieses Ereignis war allen plötzlich klar, wer der Unhold war, der junge Mädchen fraß. Aber wie sollte man ihm beikommen, der gewiß auch ein großer Zauberer war. Da riefen sie den Alten vom Berge, der sollte ihnen helfen. Der Alte vom Berge erhob sich aus seiner Felsenhöhle und wanderte ins Dorf hinab. Er begab sich vor das Gehöft und schrieb außen auf das Tor kräftige Sprüche aus seinem Zauberbuch mit Hahnenblut, die er mit seinem Messer dann ausschnitzte. Vorher aber hatte er um das ganze Gehöft einen mächtigen Feuerring gezogen, daß der Bösewicht ihm nicht entwischen könne. Als er das Tor dann öffnete, hatte sich das ganze Dorf ehrfurchtsvoll draußen versammelt und sah ihn mit einem Räucherstäbchen durch das Gehöft gehen, in das rechte Seitenhaus, in das Haupthaus und auch in das linke Seitenhaus eintreten und wieder herauskommen, indem er das Stäbchen leise hin und her bewegte, so daß der Rauch in Zickzackform zum Himmel stieg. Als er zurückkehrte, sagte er: „Dies Gehöft ist von keiner lebenden Seele bewohnt, es müssen Tote sein, die hier hausen", und ging, ohne sich aufzuhalten, in seine Berge zurück. Bald danach verschwanden die beiden letzten Mädchen, das waren Schwestern, aus dem Dorfe. Seit diesem Ereignis ist aber alles ruhig geworden, das Gehöft verfällt langsam, nur das Haupthaus soll noch ein Dach besitzen, oft hören wir nachts das Poltern einer einstürzenden Wand. Mit schwer unterdrückter Erregung erzählte der junge Bauer diese Geschichte, und als er sie beendet hatte, waren seine Wangen fahl, und seine Augen glänzten wie Fackeln. Der Wanderer war ein bedächtiger Mann, der das Gehörte erwog und beschloß, an diesen Zauberspuk nicht zu glauben. Deshalb sagte er: „Es ist ja bekannt, daß Ihr Bauern von jedem kleinen Staubwirbel schon in den größten Schrecken versetzt werdet. Wieviel mehr von dieser Sache mit den jungen Mädchen, die wohl alle nur bei einem Mädchenhändler zu suchen sind. Ich glaube nichts Anderes. Der Schriftgelehrte, der hier gewohnt hat, muß ein sehr gebildeter Mann gewesen sein; ich interessiere mich sehr für Bildung, darum will ich morgen in das Gehöft gehen und nach hinterlassenen Schriften von ihm suchen. Nun leb wohl! Entschuldige, wenn ich Dich nicht vor die Tür bringe, und bitte den Dorfältesten für mich um Erlaubnis zu meinem Vorhaben." Mit diesen Worten verabschiedete er den Jüngling.

Am nächsten Tage also betrat er das Gehöft, als alle Bauern auf dem Felde waren. Er fand es so verfallen, wie man gesagt hatte, nur noch ein Teil des Hauptgebäudes stand unter einem Dach. In einer Ecke des großen Gemaches

richtete er aus einer Decke und seinem Watterock, so gut es ging, ein Lager her, auch fand er in einer alten roten Truhe mit Messingschloß einen Haufen beschriebenen Papiers, das Betrachtungen, Aufsätze und einige Gedichte enthielt. Er kaufte gegen Mittag etwas zu essen und vergrub sich dann sogleich in die alten Manuskripte. Allmählich wurden ihm die völlige Stille und Einsamkeit unheimlich, und er brannte daher ein Räucherstäbchen an. Dann zog er seine Schuhe aus und stellte sie vor die Tür, und zwar so, als ob der eine hinein, der andere hinauszeigte. Hierauf fühlte er sich beruhigt und streckte sich auf sein Lager. Die Sonne wollte schon untergehen, da schreckte er aus einem Halbschlummer auf. Vor ihm stand ein zierlich angezogenes Dämchen, welches ihn erwartungsvoll ansah und, kaum daß er die Augen geöffnet hatte, mit einem ungeheuren Wortschwall auf ihn eindrang. Ob er sich etwa schon mit der Schwester eingelassen hätte, das wäre ein ganz gefährliches Weibsbild, sie locke alle Männer an sich, um sie für ihre Dienste zu benutzen. Dann fräße sie sie aber gelegentlich auf, wenn sie nichts anderes fände. Alle Männer würden bei ihr nur unglücklich, während sie selbst jedermann zufrieden ließe. Aber sie bitte ihn, ihr etwas zu essen zu besorgen, und vor allen Dingen, die Schuhe vor der Tür gerade zu stellen. Der Mann betrachtete mit dumpfer Verwunderung das zierliche Wesen, das in den letzten Sonnenstrahlen auf und nieder wippte. Mit einemmal schrie sie: „Dschuirr" und war verschwunden. An ihrer Stelle stand dafür ein ganz ähnliches Dämchen mit den gleichen quecksilbrigen Bewegungen, das mit Ironie sagte: „Na, hat sie mich wieder verklatscht? Das sieht diesem neidischen Geschöpf ähnlich. Weil sie selbst durch ihren boshaften Charakter nie Erfolg geerntet hat, gönnt sie mir den meinigen nicht. Aber laß Dich nicht einschüchtern. Wir wohnen getrennt voneinander, ich in einem sehr netten Hause. Du mußt mal mit mir kommen. Dschuirr!" und damit war sie fort. Aber prompt war die andere da, die in eine Flut von Schimpfworten gegen ihre Schwester ausbrach. „Dieses gesprungene Schildkrötenei, nun hat sie wieder versucht, Dich für sich einzufangen. Was hat sie denn gesagt? Was hat sie Dir denn vorgelogen? Wohl von ihrer netten Wohnung, was? Ich sage Dir, das ist ein stinkender Schweinestall. Dschuirr!" Jetzt war die zweite wieder da. „Solch eine sechsbeinige Kröte, was hat das faulende Gebein gesagt? Erzähle nur ruhig alle ihre Lügen. Das darfst Du ohne Furcht. Sie kann Dir nämlich nichts anhaben, denn ich bin die Mächtigere. Dschuirr!" Nun war es einen Augenblick ruhig. Der Überraschte wollte sich gerade etwas erholen und über diese merkwürdige Erscheinung klar werden, als eine schon wieder vor ihm stand. Leider konnte er bei der Ähnlichkeit der beiden nicht herausfinden, welche es war. Sie bat ihn mit beweglicher Miene, doch den Schuh vor der Tür umzustellen, sie könne sonst nicht hinaus. Er wollte ihr schon den Gefallen tun, da sah er sie plötzlich doppelt vor sich stehen. Erst an den Bewegungen der beiden Gestalten erkannte er, daß die andere Schwester auch hereingekommen war. Beide maßen sich kurze Zeit mit stummen Wutblicken. Plötzlich drang die „Mächtigere" auf die andere ein, beide fielen hin und wälzten sich unter Fauchen und Fluchen auf dem Steinboden. Als sie erschöpft

waren, sprangen sie auf, standen sich wie junge Hähnchen gegenüber, ab und zu zwischen lautem Keuchen einen furchtbaren Fluch ausstoßend, bis die eine die Sache satt bekam oder die Aussichtslosigkeit einsah und spurlos verschwand. Die andere änderte im Umsehen ihre Haltung und kam in geziertem Gange auf ihn zu. Sie setzte sich zu ihm auf sein Lager und beschwor ihn, doch einmal mit ihr zu kommen und ihre Wohnung anzusehen. Sie schmeichelte so lange, bis er endlich einwilligte und sich von ihr fortziehen ließ. Vor der Tür sah er die andere sitzen, die mit bösem Fauchen und Knurren verschwand, als er seine Schuhe anzog. Das Mädchen ging an die hinterste Mauer des Gehöfts und stieg dort in einen engen Stollen hinab, die primitive Treppe wurde durch einige Baumwurzeln gebildet. Unten war es vollkommen finster, und eine unangenehm feuchte Luft legte sich ihm auf die Brust. Das Mädchen gab ihm eine ihrer Haarflechten in die Hand und leitete ihn nun sicher viele Stunden unter der Erde fort. Der Stollen war außerordentlich schmal, oft spürte er die Wände auf beiden Seiten seinen Körper berühren, aber dafür schien er sehr hoch zu sein. Endlich waren sie angelangt. Das Mädchen schob einen rauhen Vorhang beiseite, und sie traten in ein kleines Zimmer, welches ganz gemütlich, aber etwas unordentlich eingerichtet war. Das heißt, eingerichtet war es eigentlich gar nicht, denn er sah kein einziges Möbelstück in dem Raum, der aus einigen Löchern in der Decke ein trauriges Licht erhielt. Ihm fielen vor allem die großen Mengen von Decken auf, die auf dem Boden lagen und mit denen die Wände teilweise bespannt waren. Erschöpft setzte er sich auf die Lagerstatt an der Erde; da sah er sich einer Tür aus Holz mit einem großen Riegel gegenüber. Seine Neugierde wurde wach, und er ging darauf zu, aber wie ein Pfeil so schnell hatte sie sich davorgestellt und schrie ihn an, er solle die Tür ja nicht berühren. Gleich darauf flehte und bat sie, er solle diese Tür nie benutzen, dann sei er verloren und alles wäre vorbei. Von ihren Tränen gerührt, versprach er es. Nun räumte sie etwas in der Kammer auf, brachte schließlich eine Tonschüssel zum Vorschein und bat ihn, ihr etwas zu essen zu holen. Sie gab ihm auch Geld, einige alte Kupfermünzen, die nicht mehr im Gebrauch waren. Er wunderte sich darüber, doch dann fiel ihm ein, daß er ja zwei Hirsebrote und getrockneten Fisch in den Gürtel gesteckt hatte, dies gab er ihr. Sie riß es ihm aus den Händen und verschlang es gierig, indem sie ihn gleich bat, er solle ihr noch mehr besorgen. Er war aber zu ermüdet und fragte sie, ob es nicht einen andern Weg in das Dorf gäbe als diesen unter der Erde. Sie entgegnete: „Du darfst nur diesen benutzen. Denn im Dorfe dürfen sie von meinem Vorhandensein nichts ahnen. Schwöre mir, daß Du von Deinem heutigen Erlebnis nichts verrätst." Er schwur, nichts zu verraten und sie nicht zu verlassen. Dann machte er sich auf den Weg ins Dorf. Als er an den Vorhang kam, sah er, daß er aus Baumwurzeln bestand, die oben aus der Decke wuchsen und unten losgeschnitten waren. Nun wurde ihm auch klar, daß die Wohnung seiner Freundin unter der Erde lag.

Aber sein Geist wurde während des Umgangs mit ihr immer schläfriger, und bald nahm er alles hin, ohne über irgend etwas nachzudenken. Die Aufgabe

seines Lebens bestand darin, für sie Essen zu besorgen, es war ungeheuer, was sie allein an rohem Fleisch, ihrem Hauptnahrungsmittel, vertilgen konnte.

So war schon einige Zeit mit Essenholen hingegangen, als das Mädchen von einem Ausgang lange nicht heimkam. Er wartete ängstlich mehrere Tage lang, er bekam selbst nichts zu essen und wurde furchtbar hungrig. Einmal taumelte er auch sinnlos in der Kammer herum und fühlte plötzlich den Riegel der verbotenen Tür in seiner Hand. Die Tür gab plötzlich nach, er stürzte hinaus und atmete lang entbehrte, kräftige Tagesluft. Seine Augen gewöhnten sich langsam an die helle Sonne, und als er um sich blickte, fand er sich auf einem alten Gräberfeld. Beunruhigt sah er sich um, wo er wohl hergekommen war. Seine Füße standen in einem verfallenen Grab, durch die Löcher hindurch sah er einen staubigen Sargdeckel. Entsetzt stürzte er davon und rannte wie gehetzt die Landstraße entlang. Niemand begegnete ihm. Im Dorfe mäßigte er seine Schritte, er wandte sich zur Herberge, wo er vor etwa einer Woche abgestiegen war. Man kannte ihn nicht. Schließlich nannte er seinen Namen und fragte, ob er sein Bündel bekommen könnte, das er in der vorigen Woche hiergelassen hatte. Einer fragte den andern, keiner konnte sich erinnern, man betrachtete ihn allgemein mit Kopfschütteln. Er wagte nicht, sein Erlebnis zu erzählen, weil er die Rache des Mädchens fürchtete, und so ging der Tag zu Ende. Die Dorfleute kamen und gingen, und dann kam auch der Dorfälteste und Schulze. Sie kamen ins Gespräch, ohne sich zu erkennen, und dabei wurde das Gehöft zufällig erwähnt. „Ja, das habe ich nun endlich abreißen lassen", sagte der Schulze, „es hat viel wertvollen Platz genommen." „Aber da komme ich doch gerade her", sagte da der Wanderer ganz erstaunt, „vor einer Woche etwa bin ich doch erst eingezogen!" und erzählte, wie es ihm ergangen war. Der alte Schulze betrachtete ihn ernst eine lange Zeit und sagte dann: „Du bist es also. Du bist in der Hand von Totengeistern gewesen. Viele Jahre sind inzwischen durchs Land gegangen, wir sind beide alte Leute geworden, weißhaarig und zahnlos", und gab sich ihm als den jungen Burschen, der ihm die Geschichte des Gehöfts erzählt hatte, zu erkennen. Der Fremde hörte mit großer Erregung diese Worte und bat die Umstehenden um einen Spiegel. In dem Zimmer des Mädchens hatte er dieses für Frauen so wichtige Utensil ja nie gesehen (denn Dämonen scheuen nichts so sehr, weil sie im Spiegel ihre eigentliche scheußliche Gestalt nicht verbergen können). Da sah ihm aus der Scheibe tatsächlich das Gesicht eines uralten Mannes entgegen. Er ging hinaus in die letzten Sonnenstrahlen, weil er seinen Augen nicht trauen wollte. Kaum hatte er sein Gesicht noch einmal gesehen, da zerfiel er zu Staub, und der Spiegel zerbrach.

DAS TOTE MÄDCHEN

Drei Handwerker, die auf Wanderschaft waren, kamen eines Abends todmüde in ein Wirtshaus und baten um ein Nachtlager. Der Wirt wies sie ab, er habe kein Zimmer mehr für sie. Da sie ihn aber drängten, er möge ihnen doch nur Unterkunft gewähren, führte er sie schließlich über den inneren Hof zu

einem Stall, in dem ein totes Mädchen in der Ecke auf einem Lager lag, und sagte: „Dies ist der einzige Platz, den ich Euch noch bieten kann, wenn Ihr Euch nicht fürchtet, könnt Ihr hier übernachten.“ Als die drei dies sahen, waren sie im Zweifel, ob sie bleiben sollten, doch siegte bald ihre Erschöpfung über ihre Unentschlossenheit. Zwei schliefen gleich ein, der jüngste war aber von Natur überaus furchtsam, ihm fielen alle möglichen Geistergeschichten ein, so daß er kein Auge schließen wollte. Nach langer Zeit glaubte er ein leises Geräusch zu hören. Er schielte in die Ecke, wo das Mädchen aufgebahrt lag, und gewahrte zu seinem Entsetzen, daß es sich halb aufgerichtet hatte und zu ihm herüber sah. Dann stand es langsam auf, kam herbei und beugte sich über seine Kameraden. Sie blies erst den einen und dann den andern dreimal an. Da kroch er angsterfüllt ganz unter die Decke und zog sie fest über den Kopf. Er hörte, wie sie auch ihn dreimal anblies und sich darauf entfernte. Nach einiger Zeit, als er nichts mehr hörte, stieß er seine Kameraden an, doch sie lagen steif da und rührten sich nicht. Er rüttelte sie, lauschte auf ihren Atem, aber es war kein Zweifel, sie waren tot. Voll Grauen wollte er sich nun davonschleichen, aber bei dem leisesten Geräusch schon richtete sich die Tote auf, indem sie ein grünliches Licht um sich verbreitete. Als er dann in einem rasenden Sprung zur Tür hinaus und auf die Straße jagte, fühlte er sofort, wie sie hinter ihm her war. Er rannte und rannte über Äcker und Wiesen, über Landstraßen und Gräben hinüber, wieder über Felder und hörte immer den keuchenden Atem des toten Mädchens im gleichen Abstand hinter sich. So ging die Jagd die ganze Nacht hindurch bis zum Morgengrauen. Da sah er in der Ferne einen Tempel liegen und lief darauf zu. Als er ans Tor pochte, sah er die Leiche herankommen und versteckte sich schnell hinter einen alten dicken Baum. Sofort änderte auch sie die Richtung und versuchte den Baum zu umgreifen und ihn dahinter zu packen. Als der Wanderbursch dies sah, fiel er vor Entsetzen auf den Rücken und verlor das Bewußtsein. In demselben Augenblick verlor auch die Tote ihr unheimliches Leben.

Der Mönch, der aus dem Tore trat, erblickte ein Mädchen mit geschlossenen Augen, das die Arme um den Kiefernbaum geschlungen hatte und deren Finger ganz tief in das Holz gegraben waren, so daß man sie erst mit aller Kraft abreißen mußte. Dahinter lag auf dem Rasen die Leiche eines jungen Mannes.

DIE SCHILDKRÖTE

Von allen Tagen im Leben eines Menschen ist der Hochzeitstag sein schönster und wichtigster. Aber allzu oft wird er an diesem Tage gerade am heftigsten betrogen. Manchesmal hat er eine hohe Brautgabe entrichtet, und wie er die Braut aus der Sänfte empfangen will, ist sie nicht darin, sondern an ihrer Statt liegt auf dem Kissen ein schwerer Stein. Oder statt der hochgeborenen Braut heiratet er eine Dienerin, und er merkt den Betrug erst nach Monaten, wenn die richtige Braut mit einem reichen Mann verheiratet wird. All dies jedoch bedeutet nichts gegen die große Gefahr, wenn er sich, ohne es zu ahnen, mit einer Schildkröte vermählt.

In einem Dorfe einige Meilen von der Hauptstadt lebte eine wohlhabende Familie, die eine sehr fleißige und sittsame Tochter hatte. Da das Mädchen außerdem von ganz erlesener Schönheit war, fehlte es nicht an Bewerbern. Die Eltern liebten ihr Kind aber so sehr, daß sie nichts gegen ihre Wünsche unternahmen und besonders auch ihr diesen einen erfüllten, zu warten, bis ein Studierter käme. Das Mädchen liebte nämlich einen Jugendgefährten, der vor einer Reihe von Jahren mit seinen Eltern in die Stadt gezogen war, um sich auf das erste Examen vorzubereiten. So war das schöne Mädchen schon achtzehn Jahre alt geworden, als endlich der Heiratsvermittler kam, um bei den Eltern für den Freund um sie zu werben. Nun wurde mit unerhörtem Pomp die Hochzeit bereitet, die Braut wurde mit einer Vierundzwanzigträger-Sänfte abgeholt.

Es war mitten im Hochsommer. Der Weg führte Meile um Meile durch die Felder der Bauern, nicht ein Baum spendete Schatten. Die Braut saß in ihrem kostbaren steifen Gewand aus roter Atlasseide mit dazu passenden Beinkleidern und Schuhen in der Sänfte, das Gesicht von einem roten Seidenschleier verhüllt. Die gleichmäßig schwingenden Schritte der Träger, die drückende Hitze, das alles machte sie müde, sie schlief ein. Auf halbem Wege kam man an einen versumpften Weiher, der dicht von alten Bäumen umstanden war. Hier rasteten die Träger ein wenig. Sie hätten es nicht getan, wenn sie geahnt hätten, daß hier eine Wasserschildkröte lebte. Sie setzten die Sänfte nieder, und da sie noch Zeit hatten, überließen sie sich der angenehmen Kühle unter den Bäumen. Am späten Nachmittag kamen sie am Hochzeitshause an und trugen die Sänfte gleich in den inneren Hof vor das Haupthaus. Der Bräutigam reichte seiner Braut die Hand. Vor der Schwelle lag ein Sattel, und zu beiden Seiten standen zwei Vasen, Symbole für Glück und Frieden. Als die Braut nun graziös an der Hand ihres Verlobten über den Sattel schritt, gewahrte die Schwiegermutter mit Mißvergnügen, daß das eine Hosenbein grün statt rot war. Aber sie überwand den Ärger schnell, als das junge Mädchen sich tief vor ihr verneigte.

Nach dem Hochzeitszeremoniell und dem ausgiebigen Mahle geleitete man das junge Paar in die für sie bestimmte Wohnung und setzte sich wieder an die Tafel.

Am nächsten Morgen gingen der Vater und die Mutter zu verschiedenen Malen an die Tür, um zu lauschen; da sie jedoch nichts hörten, gingen sie lächelnd davon, ohne zu stören. Auch am übernächsten Tage meldete sich das junge Paar noch nicht. Doch die Eltern trugen keinerlei Besorgnis. Am dritten Tage nun mußte die junge Frau der Sitte entsprechend ihre Eltern besuchen gehen, und man hielt es daher für angebracht, einmal nach den beiden zu sehen. Vater und Mutter öffneten also die Tür und traten in das Zimmer. Früchte und Süßigkeiten standen völlig unberührt auf dem Tischchen. Ihren Sohn sahen sie in dem Himmelbett liegen, doch als sie nähertraten, entfuhr ihnen ein Schrei des Entsetzens. Sein Körper war eine klaffende Wunde, Herz, Lunge und Leber waren herausgerissen. Angstvoll sahen sie sich nach der jungen Frau um, doch von ihr war nichts zu entdecken. Plötzlich deutete die Mutter nach der

Decke des Himmelbettes. Dort hing wie eine scheußliche Riesenspinne eine triefende Wasserschildkröte. Der Mutter fiel da mit einemmal das grüne Hosenbein ein, mit dem die Schwiegertochter über die Schwelle gestiegen war, und nun ahnte sie den ganzen Zusammenhang.

Während die Sänftenträger sich im Schatten der Bäume Kühlung zufächelten, war aus der Tiefe des Weihers die Schildkröte hervorgestiegen, hatte die schlafende Braut überfallen und aufgefressen und sich ihre Gestalt angeeignet. Sie konnte sich durch Zauberkraft ganz in das Mädchen hineinversetzen, nur die rote Freudenfarbe konnte sie sich nicht ganz anzaubern. Aus diesem Grunde mußte das eine Hosenbein grün bleiben. Aber diese kleine Seltsamkeit fiel im ahnungslosen Hochzeitshause nicht auf. Als sie sich dann mit dem jungen Mann allein sah, wurde sie zur Wasserschildkröte und riß ihm mit den scharfen Zähnen das Herz aus der Brust. So wurde dies treue Paar das Opfer eines gefräßigen Ungeheuers.

BUDDHISTISCHE STUDIEN

DIE TYPISCHEN BILDWERKE DES BUDDHISTISCHEN TEMPELS IN CHINA

IX. BODHISATTVAS

(Schluß)

VON ERWIN ROUSSELLE

Als Śākyamuni Buddha den kommenden Buddha der Nächstenliebe, Maitreya, verkündete, sah er in einer ungeheuren Reihe die zahllosen Buddhas vor sich wie die nachfolgenden, alle aber als Wesen gleich ihm selber. Sie wandern durch die Weltzeitalter über Entstehen und Vergehen ganzer kosmischer Systeme in ungezählten Leben hinweg, Pilger, die unterwegs sind zur großen Erleuchtung und schließlich die Eigenschaften eines Bodhisattvas erlangt haben, um in einem letzten Erdenleben der Buddhaschaft teilhaftig zu werden. So menschlich, und doch zugleich sich abhebend auf dem ungeheueren Hintergrund des Weltgeschehens und des dieses tragenden Weltgesetzes, des Dharma, ist auch Maitreya gesehen. Er ist Mensch gewesen, Bodhisattva geworden und wartet im Himmel der „Seligen Götter", bis die Zeit erfüllt ist und er wieder auf Erden in Erscheinung treten kann, um die Buddhaschaft zu erlangen[a].

Maitreya ist der einzige Bodhisattva, der dem Hīnayāna und dem Mahāyāna gemeinsam ist, und er ist nach dem Pāli-kanon nicht wie so viele Mahāyāna-Bodhisattvas übermenschlichen Ursprungs, Emanation eines Buddhas, und er beschränkt sich nicht darauf, übermenschlich in jenseitigen Sphären ohne eigene irdische Laufbahn zu thronen und nur seinen Verwandlungsleib hilfreich zur Erde zu senden.

---

[a] „Lange Sammlung" XXVI, 25.